

„Sie sind doch nicht die Sklaven der Oberkirchenräte.“

Wir betreten „heiligen Boden“: Im Lehnssessel sitzt der 87-jährige Professor Dr. Jürgen Moltmann, die letzte theologische Koryphäe des 20. Jahrhunderts. Es entwickelt sich ein leidenschaftliches Gespräch über die Theologie der Hoffnung, das Ende der Volkskirche und die Risikolosigkeit der Deutschen.

„Der beste Platz in Tübingen ist der Flugplatz.“ Diesen Satz haben Sie des Öfteren geäußert, weil Sie gerne und viel unterwegs sind. Was hat Sie auf Ihren vielen Reisen in den Bann gezogen?

Der Flugplatz ist ja nicht nur für den Abflug da, sondern auch für die Heimkehr. Fasziniert hat mich immer die Vielfältigkeit der weltweiten Christenheit. Zwei Länder sind für mich besonders wichtig geworden: Nicaragua und Korea.

Inwiefern?

Nicaragua gehört zu den ärmsten Ländern der Welt. Das Land ist geteilt in die protestantische Atlantikküste und die katholische pazifische Küste. Und dazwischen gibt es keine Straße. Die Miskito-Indianer sind von den Böhmisches Brüdern geprägt worden. Anfang der 90er habe ich dort ein theologisches Seminar kennengelernt, und das hat mich begeistert. Vor zehn Jahren haben wir dort eine evangelische Universität aufgebaut. Korea lernte ich noch unter den Militärdiktaturen kennen. Ich bin befreundet mit Dr. David Paul Yonggi Cho.

Sie sind mit einem Pastor der Pfingstgemeinde befreundet? Das erstaunt.

(lacht) Ja! Der fing damals Kirche in einem Zelt an. Heute gehören zu seiner Gemeinde 800.000 Menschen. Das Geheimnis seiner Gemeinde sind 55.000 Hauskreise.

Noch bis vor ein paar Jahrzehnten galten Europa und Nordamerika als die Zentren der weltweiten Christenheit. Heutzutage finden sich die großen geistlichen Aufbrüche vor allem in China, Afrika und Lateinamerika. Was sind Ihrer Ansicht nach die Gründe für diese Entwicklung?

Das sind die Erstentdeckungen. Wir müssen hier in Mitteleuropa einen neuen Ansatz finden oder wie Sören Kierkegaard das formulierte: „Wie man Christ wird, wenn man schon Christ ist.“

Handelt Gott zu unterschiedlichen Zeiten an unterschiedlichen Orten?

Gott wiederholt sich nicht. Das hat er nicht nötig. Gott ist schöpferisch und überraschend tätig. So wird er in Europa auch wieder handeln. Da bin ich mir sicher. Die Aufbrüche in China sind Heilungsbewegungen. Diese Art, Reich Gottes zu bauen, haben wir wohl zu sehr vernachlässigt.

Sie meinen Heilung im körperlichen Sinne?

Heilung im ganzheitlichen Sinne. Während der chinesischen Kulturrevolution wurden alle westlichen Missionare ausgewiesen. Kirchliches Eigentum wurde nationalisiert. Die Pastoren wurden ermordet oder eingesperrt. Man dachte, das Christentum als westliche Religion sei damit erledigt. Dann waren sie plötzlich in viel größerer Zahl wieder da: die Christen aus dem Untergrund. Sie leben jetzt selbstbewusst ihr chinesisches Christsein. Die Kirche der Drei-Selbst-Bewegung zeichnet sich durch die drei Kennzeichen Selbstfinanzierung, Selbstunterhaltung und Selbstausbreitung aus. Diese Kirche wird nicht vom Westen oder gar von oben bestimmt, sondern von unten gelebt. Und daher ist sie nicht aufzuhalten.

Die chinesische Kirche wuchs also von der Basis. Was könnte das für uns hier in Deutschland bedeuten?

Wachstum, Veränderung, Mission, dies sind keine Aufgaben der Landeskirchen von oben, sondern der Christen von unten. Meine These war immer: Die Gemeinde ist die Kritik der Kirche und ihre

Zukunft. Unter Kirche versteht der normale Mensch in Deutschland Pfarrer, Bischöfe, Priester und die Hierarchie. Und genau das ist grundfalsch. Luther hat genau aus diesem Grund das Wort Kirche nicht verwenden wollen. Die eigentliche Kirche ist die Gemeinde am Ort, die versammelte Gemeinde. So habe ich das jedenfalls von meinem Lehrer Otto Weber gelernt. Die Gemeinde, die durch das allgemeine Priestertum geformt wird, ist die eigentliche Kirche. „Wir sind Kirche!“

Ihre Konsequenz lautet?

Kirche funktioniert auch ohne Landeskirchenämter und die vielen Referenten. Die Bürokratien behindern und lähmen die Arbeit vor Ort. Karl Barth hat dies auch so verstanden. Er sprach von Christen- und Bürgergemeinde und nicht von Kirche und Staat.

Das klingt aber ziemlich aufrührerisch.

Machen Sie mal eine Taufordnung für Muslime die Christen werden wollen. Die EKD hat eine Handreichung geliefert, was jeder vom Islam wissen muss. Es braucht aber zuerst eine Handreichung, was Muslime vom Christentum wissen sollen, wenn sie hier leben wollen. Nur die Freikirchen kümmern sich um diesen blinden Fleck. Da bilden sich manche Kirchenleute etwas drauf ein, weil sie in eine Moschee eingeladen sind. Wo sind die Kirchen, die Muslime in ihre Räume einladen und dort das Evangelium erklären?

Sie treten Leuten gerne auf die Füße?

Nein, das ist nur meine Leidenschaft als Theologe. Ich meine, dass es heute eine Wiederentdeckung des Missionarischen braucht. Das Dialogische ist so langweilig. Leider haben alte Sünden lange Schatten. Aber Ihnen, den jungen Theologen und der Gemeinde vor Ort, gehört die Zukunft. Träumen und leben Sie doch Kirche fröhlich nach vorne. Seien Sie risikofreudiger und revolutionär. Sie sind doch nicht die Sklaven der Oberkirchenräte.

Wo haben Sie Kirche am lebendigsten erlebt?

Meine geistliche Heimat war und ist die Jakobusgemeinde Tübingen. Diese Gemeinde besteht aus 21 Hauskreisen. Ich schätze sehr die Atmosphäre. Hier herrscht keine pietistische Enge, aber eben auch keine liberale Egalität, und es gibt einen Glauben und eine Offenheit, die über die eigene Konfession hinausreichen.

Sie haben kürzlich in einem Vortrag gesagt, das Betreuungskirchensystem funktioniere nicht mehr. Was wir benötigen, sei eine Beteiligungskirche.

Provokant gesagt: Die Zukunft der Kirche ist freikirchlich. Nicht mehr in meiner und der nächsten Generation, aber so, wie die Professorentwicklung läuft, sehe ich, dass die Zukunft der Kirche eine freiere und freiwilligere sein wird.

Was war das Gute und Starke an der Volkskirche? Welche Chance verbirgt sich in der derzeitigen Krise?

„Volkskirche“ war der Ausdruck für die Staatskirche, nachdem es 1919 in Deutschland keine Staatskirche mehr gab. Was daran gut war, weiß ich nicht. Das herkömmliche bürgerliche Milieu löst sich jedenfalls derzeit auf. Damit kommt auch das parochiale System an seine Grenzen.

Ist das die Chance zu mehr Kirche?

Zu mehr Gemeinde! Sollte man heute daher Milieu- oder Personalgemeinden zulassen? Unbedingt! Das parochiale System hat sich in den Städten überlebt und läuft ins Leere, wenn die Leute alle fünf Jahre umziehen. Es ist nicht mehr zeitgemäß, dass ein Pfarrer für meine religiösen Rituale zuständig ist, nur weil ich zufällig in der Straße wohne, die zu diesem Gemeindebezirk gehört. Die protestantischen Familientraditionen sind noch im württembergischen Oberkirchenrat zu erkennen, aber sonst kaum noch.

Und auf dem Dorf?

Auf dem norddeutschen Land habe ich dieses System als Pfarrer fünf Jahre geschätzt und gelebt. Auf den fünfzig Bauernhöfen waren Vieh und Menschen unter einem Dach. In den Häusern gab es immer

einen besonderen Platz. Dort wurden die Kinder getauft, dort wurde verheiratet, und dort stand dann auch der Sarg. Als ich zum ersten Mal in ein Trauerhaus kam, sagten die Leute: Ja Herr Pfarrer, der Nachbar war schon da und hat Psalm 90 gelesen. Und die Nachbarin von links wusch die Leiche, die von rechts stiftete das Totenhemd. Diese Art von traditioneller christlicher Gemeinde hat auch ihren Wert. Kennen Sie die Emerging Church Bewegung? Die greift diese alte Sichtweise in neuer Gestalt auf.

(Lachen) Ja! In der Vorbereitung auf dieses Interview dachten wir: Ob Herr Moltmann wohl diese Bewegung kennt? Gerade auf Ihre „Theologie der Hoffnung“, die Sie vor vierzig Jahren geschrieben haben, wird in dieser Bewegung immer wieder verwiesen.

Ich habe eine Tagung dieser Bewegung in der Nähe von Chicago besucht. Deren Missio Dei-Ansatz, dass sich Gott zeigt als ein sendender und gesendeter Gott, halte ich für wesentlich. Gott selber sendet sich in die Welt hinein und so sind alle gesendet, dazu aufgerufen, über sich hinauszugehen und Reich Gottes zu verbreiten. An Deutschland scheint mir aber diese geistliche Bewegung, dieses neue Denken derzeit vorbeizulaufen.

Woran könnte das liegen?

Wir in Deutschland leben in einer Kultur der Risikolosigkeit. Warum? Weil das Deutsche Reich und der Nationalsozialismus das größte Risiko war, welches die Deutschen jemals eingegangen sind. Nach solch einem Zusammenbruch kann man keine Risikofreudigkeit mehr erwarten. Das ist unmöglich. Millionen von Kriegstoten, zerstörte Städte, Millionen von Vertriebenen – da geht man kein Risiko mehr ein.

Und das hat sich Ihrer Meinung nach so tief in die deutsche Seele eingebrannt?

Ja! Und dann wollen wir immer die Musterknaben sein, die jetzt alles vorbildlich machen. Alle Risiken werden so lange in Ausschüssen besprochen, bis sie kein Risiko mehr darstellen. Wir Deutschen sind ängstlich geworden und trauen uns nichts mehr zu.

Was würden Sie der jungen Generation empfehlen?

In meiner Vätergeneration gab es noch knorrige Typen. Ich erinnere mich an eine Berufungsverhandlung hier in der Tübinger Fakultät. Da fragte jemand: „Ist der Kandidat denn auch konsensfähig?“ Da schrie Ernst Käsemann auf: „Ist er denn dissensfähig?“ Wenn man nur noch auf Konsensfähigkeit aus ist, bleiben nur angepasste Typen ohne und Ecken und Kanten übrig.

Mit Käsemann hatten Sie da einen Gesinnungsgenossen?

Ja, er hatte mit allen Streit. Er hatte mit Bultmann gebrochen. Mit Fuchs gebrochen. Mit Ebeling gebrochen. Ein Brief von ihm an mich endete einmal mit folgenden Worten: Mit Ihnen breche ich auch noch!

Und?

(schmunzelt) Auch ich bin mit dem Bruch geadelt. Trotzdem waren wir miteinander sehr verbunden durch einen traurigen familiären Anlass. Ich habe Ernst Käsemanns Tochter Elisabeth beerdigt, die in Argentinien während der Militärherrschaft im Mai 1977 erschossen wurde. Das war ein gemeinsames Leid.

Welches Verhältnis hatten Sie zu Karl Barth?

(Pause) Ein gespanntes. Ich habe ihn sehr bewundert. Doch nach zehn Seiten seiner kirchlichen Dogmatik schief ich immer ein. Wie jemand einmal sagte: „8000 Seiten, die Wahrheit kann doch nicht so lang sein.“ Hingegen fand ich seine Barmer Theologische Erklärung immer fantastisch. Ich habe immer probiert, meinen eigenen Weg zu gehen. Damals gab es nur ein Ja oder Nein. Entweder für oder gegen Barth. Heute setzt man eher auf den Dialog. Dialog mit jedem und allen. Theologen müssen aber mit Karl Barth im Gespräch bleiben.

Und wie sehen Sie das?

Ich plädiere fürs friedliche Streiten.

Wollten Sie schon als Kind Theologe werden?

Nein. Ich wollte eigentlich Mathematik und Physik studieren, weil mein Vater als Historiker davon nichts verstand und ich ihm mit eigenem Wissen imponieren wollte.

Mit siebzehn Jahren erlebten Sie dann als Luftwaffenhelfer die Zerstörung Hamburgs

... und dabei traf eine Sprengbombe unsere Plattform mitten auf der Alster. Die Bombe zerriss meinen Freund neben mir. Ich erhob mich mit nur geringen Splitterwunden an Schulter und Backenknochen. In dieser Nacht habe ich das erste Mal nach Gott geschrien und ihm im Grunde mein Leben anvertraut. Meine Frage war nicht: Warum lässt Gott das zu? Sondern: Mein Gott, wo bist du? Drei Jahre später fand ich darauf im Markusevangelium 15,34 eine Antwort im Todesschrei Jesu: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ Seitdem weiß ich: Da ist einer, der mich versteht, weil er dasselbe und Schwereres durchgemacht hat. Ich fand eine christologische Antwort auf eine theologische Frage.

Wer hat Sie geistlich und theologisch geprägt?

In der Gefangenschaft in England bekam ich die Chance, eine theologische Schule zu besuchen. Da habe ich wie alle Theologiestudenten die Wüstenwanderung durch Hebräisch und Griechisch erlebt. In Göttingen hat mich Hans Joachim Iwand mit seinen begeisternden Reden gefesselt. Einmal stand er im Seminar vor mir. „Herr Moltmann, es gibt Dinge, die gibt's gar nicht.“ Ich war tief ergriffen von diesem Wort Gottes. Vor der Tür fragte mich ein Freund: „Was hat er eigentlich gemeint?“ Wir sind nicht drauf gekommen. (lacht)

Ihr Wirken ist untrennbar mit der „Theologie der Hoffnung“ verbunden. Sie bezeichnen die Hoffnung als Zentrum und Lebenskraft der christlichen Existenz. Warum ist Hoffnung für Sie so wichtig?

Weil die große Hoffnung uns sagt: Eine andere, eine gerechtere Welt ist möglich. Diese Welt ist verbesserlich und darum gilt es, im Heute und Jetzt anzupacken. Die Gemeinde ist berufen, neue Projekte zu entwickeln, die dem ewigen Leben und dem Friedensreich besser entsprechen als das, wie es jetzt ist.

Sie haben beides erlebt: Dass die Welt im Chaos endet, aber auch, dass sich gestaltete Hoffnung ausbreitet. Genau! Dafür ist uns die Hoffnung gegeben. Erkennen und ergreifen wir die Chance der Hoffnung?

Niemand hatte erwartet, dass die Sowjetunion zusammenbricht und Deutschland plötzlich wiedervereinigt wird. Wer hätte in meiner Generation gedacht, dass die Mauer fallen und die Apartheid in Südafrika abgeschafft werden wird? Und doch waren diese Momente plötzlich da. Wenn man das Unverhoffte nicht erhofft, wird man es auch nicht finden.

Gehören daher für Sie Politik und Glauben unbedingt zusammen?

Meine Biografie wurde maßgeblich durch den Krieg, den Militärdienst und die Gefangenschaft geprägt. Seitdem gehören für mich das öffentliche Leben, das politische Leben und das persönliche Leben zusammen. Ab 1948 studierte ich in Göttingen bei den führenden Köpfen der Bekennenden Kirche. In den Widerstand zu gehen, das war für Leute wie Hans Joachim Iwand und Ernst Wolf selbstverständlich. Gerade von Iwand habe ich gelernt: „Friede mit Gott heißt Konflikte in der Welt.“ Gegen die Dinge, die in dieser Welt unfriedlich sind, gilt es aufzustehen, zu protestieren. Mein späterer Freund Ernst Käsemann hat das im Anklang an den Piraten Klaus Störtebeker so ausgedrückt: Gottes Freund und aller Welt Feind. Man muss allerdings nicht krampfhaft politisch predigen. Das ist sinnlos. Doch von Zeit zu Zeit, wenn es ernst wird, sollte auch die Predigt das öffentliche und politische Leben nicht ausklammern.

Berechtigte christliche Hoffnung hängt stets an Gottes Verheißungen. Welche Verheißungen Gottes haben Sie in Ihrem persönlichen Leben am meisten geprägt?

(spontan) Die Auferstehung! Der auferstandene Christus ist die Fleisch gewordene Verheißung Gottes. Die Welt im Horizont der Auferstehung zu sehen, dafür habe ich gelebt und gestritten, und dies würde ich gerne weiter verbreiten.

Sie üben heftige Kritik an der kirchlichen Taufpraxis. Sie plädieren für die Taufe der Bekennenden, Berufenen und Glaubenden.

Meine Kritik fußt auf Karl Barth. Dieser kritisierte bereits 1939 die Kindertaufe als eine Säule der Volkskirche. Umgekehrt gibt es allerdings auch ein Problem: Menschen lassen sich nochmals taufen, weil sie ihre Kindertaufe nicht anerkennen. Das macht auch keinen Sinn. Ich muss dem Teufel nicht mehrmals absagen. Dies passiert ein für allemal in der einen Taufe.

Sie haben ihre Kinder dann aber doch taufen lassen. Was hat sie dazu bewegt?

Der Theologe Rudolf Bohren. Er hat unser drittes Kind getauft. Im Gespräch überzeugte er mich: Es ist nicht der Glaube, der die Taufe macht, sondern Gott. Ich kann eben nicht an meinem „Gläuble“, wie der Schwabe sagt, messen: Jetzt ginge es und morgen nicht mehr. Die Taufe nur auf den Glauben zu setzen, kam mir eben dann doch vermessen vor. Unsere älteste Tochter hat es besser gemacht. Die hat beide Enkelsöhne segnen lassen. Bei der Konfirmation haben die dann gesagt: Jetzt will ich getauft werden. Das finde ich eine gute, nachdenkenswerte Praxis für eine Gemeinde der Zukunft.

Womit beginnt der Theologe Jürgen Moltmann seinen Tag?

Mit Gebet. Zwischen Aufwachen und Aufstehen ist die beste Zeit fürs Gebet. Im Beten erfahre ich, wie meine Augen, meine Sinne, mein Sein für das Leben geöffnet werden. Ich sage mir Psalm 103 auf: „Der deinen Mund fröhlich macht und du wieder jung wirst wie ein Adler...“ (Lachen).

Wenn Sie einmal auf dem „Flugplatz der Ewigkeit“ landen, werden Sie Jesus ungeklärte Fragen stellen?

(lange Pause) Ich vermute, ich stelle keine Fragen. Ich glaube, wenn ich Jesus in der Ewigkeit begegne, dann wird er mich an die Hand nehmen und mich in das Fest des Ewigen Lebens einführen. Wir danken herzlich für dieses Gespräch.

***Dr. Benjamin Schließer** lebt mit seiner Familie in Zürich und arbeitet als Oberassistent an der dortigen theologischen Fakultät.*

***Sebastian Steinbach** ist Pfarrer in dem Schwarzwalddorf Hirsau.*

***Rüdiger Jope** ist verantwortlicher 3E-Redakteur. Er lebt mit seiner Familie in Wetter/Ruhr.*

*Professor **Dr. Jürgen Moltmann** (Jahrgang 1926) lehrte zunächst an der Kirchlichen Hochschule Wuppertal und an der Universität Bonn. Von 1967 bis 1994 war er Professor für Systematische Theologie an der Eberhard-Karls-Universität Tübingen. Seine 1964 erschienene „Theologie der Hoffnung“ begründete seinen internationalen Ruf und wurde in viele Sprachen übersetzt. Das Werk gilt als eines der meistgelesenen und einflussreichsten Bücher der jüngeren Theologiegeschichte.*